

Thomas Mäule / Annette Leis,
Wichern III: Diakonische Profilierung und
Sozialraumorientierung als Herausforderung für Gemeinden
und diakonische Einrichtungen. Württembergische und
europäische Perspektiven,

in: Arnd Götzelmann (Hg.),
Diakonische Kirche. Anstöße zur Gemeindeentwicklung und
Kirchenreform. FS Theodor Strohm (Veröffentlichungen des
Diakoniewissenschaftlichen Instituts 17), Heidelberg 2003,
152-164.

**Wichern III:
Diakonische Profilierung und Sozialraumorientierung als
Herausforderung für Gemeinden und diakonische Einrichtungen**
Württembergische und europäische Perspektiven

Die moderne Entwicklung diakonischen Handelns im deutschen Protestantismus hatte ihren Anfang in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Johann Hinrich Wicherns Stegreifrede auf dem Kirchentag in Wittenberg 1848 und die sich daran anschließende Denkschrift gelten dafür als die grundlegenden Dokumente. Deshalb wird die Entwicklung der Diakonie immer wieder mit dem Namen „Wichern“ verbunden. Nach dem Neubeginn der Jahre 1848ff. („Wichern I“) und der deutschen „Zusammenbruchsgesellschaft“ 1945 („Wichern II“) steht heute eine Neubestimmung der diakonischen Aufgabe an („Wichern III“). *Theodor Strohm* hat in einem Kommentar der Zeitschrift für Evangelische Ethik 1998 in Beispielen angedeutet, worauf „Wichern drei“ hinauslaufen kann.¹

Programmatisch macht Theodor Strohm darauf aufmerksam, dass Bereiche zusammengeführt werden müssen, die eigentlich zusammengehören: verbandliche, gemeindegenspezifische und selbsthilfeorientierte diakonische Aktivitäten. Er fordert, dass „im Ausland bewährte Modelle aufgegriffen, neu erprobt werden“. Das diakonale Blackout kirchlicher Planungsprozesse kann überwunden werden, wenn in den Gemeinden ein „breiter sozialer Lernprozess eingeleitet wird“². Auch wenn für viele das Thema „Solidarität“ noch immer identisch ist mit „Spendenbereitschaft“ – Ziel diakonischen Handelns müsse sein, die Selbständigkeit von Menschen zu stärken und ihnen Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Modernität gelte es mit christlichem Profil, Sozialraumorientierung mit Gemeindenähe zu verbinden. Schließlich plädiert er für eine Vernetzung und Kooperation mit anderskonfessionellen oder nichtkirchlichen Institutionen.

Der von Theodor Strohm als „Wichern III“ bezeichnete Neuaufbruch soll im vorliegenden Beitrag in verschiedenen Handlungsfeldern präzisiert werden. Theoretische Ansätze gibt es genug; sie sollen an dieser Stelle nicht entfaltet werden. Die Theorie aber muss in die Praxis hineinkliniert werden. Mit der Durchführung von Kongressen und der Entwicklung wohl klingender Leitbilder ist die Integration von Diakonie in das gemeindliche Leben noch nicht gesichert.

Autor und Autorin waren beide über Jahre hinweg als wissenschaftliche Mitarbeiter bei Professor Strohm in Heidelberg tätig. Während der eine in die Akademie Bad Boll

¹ Theodor Strohm, „Wichern drei“. Die neue Kultur des Sozialen, in: ZEE 42. 1998, 171-175: 175, auch in: Ders., Diakonie in der Perspektive der verantwortlichen Gesellschaft, hg.v. Volker Herrmann (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 16), Heidelberg 2003, 168-173: 172.

² Ebd.

und dann ins Diakonische Werk Württemberg abgewandert ist, dort das Theologische Grundsatzreferat leitet, absolvierte die andere ihr Vikariat in Uppsala und Schwäbisch Hall, pendelt derzeit zwischen Stockholm und Stuttgart und arbeitet an einem europäischen Forschungsprojekt.

Aus schwäbischer und europäischer Perspektive sollen Bausteine eines zeit- und zukunfts-gemäßen Entwurfs für einen sozialräumlichen Ansatz kirchlicher Diakonie skizziert werden. Dabei wird den von Theodor Strohm genannten Stichworten „Aufbau von Vernetzungen“ und „Förderung sozialen Lernens“ besondere Aufmerksamkeit gewidmet.³

1. Sozialraumorientierte Arbeit als Chance der Kirche

Vieles ist derzeit in württembergischen Gemeinden im Fluss. Auf Ortsebene sind Leitbild- und Zielfindungsprozesse in Gang. Ein „notwendiger Wandel“ ist angesagt, ein landeskirchenweiter Gemeindeentwicklungskongress geplant. Wie sieht die „Gemeinde von morgen“ aus?

Menschen am Rande der Gesellschaft leben nicht vor den Toren, sondern mitten im Pfarrgebiet. Das ist bei allen Entwicklungsprozessen zu berücksichtigen. Auch wenn sie selbst Gemeindemitglieder sind, fühlen sie sich bisher oft von der Gemeinde wenig angesprochen, in der Gemeinde isoliert, einsam, auf sich alleine gestellt.

Die Stärke der Kirchengemeinden liegt darin, dass sie das Lebensumfeld gestalten. Hier kann Kirche für Menschen erlebbar, als hilfreich erfahrbar werden, gemeinschaftsbildend und sinnstiftend. Mehr als alle Öffentlichkeitsinitiativen und -kampagnen wird die Übernahme diakonisch-sozialer Verantwortung geeignet sein, der Kirche ihre Glaubwürdigkeit zu erhalten und neu zu geben.

Die große Chance und die ebenso große Verpflichtung der Diakonie liegt in der Verknüpfung ihrer Arbeit mit den kirchlichen Gemeinden. Das Verbandsleitbild der Diakonie Württemberg, das in einem dreijährigen partizipativen Prozess mit über 300 Mitgliedereinrichtungen erarbeitet und im Jahr 1999 präsentiert wurde, plädiert für ein Zusammenwirken von gemeindlicher und Einrichtungsdiaconie, für eine sinnvolle Arbeitsteilung und Kooperation. Warum nicht die Stärken der kirchlichen Gemeinde in den Mittelpunkt stellen und ihre Ressourcen nutzen? Warum nicht die Erfahrungen der Mitarbeitenden in der Diakonie als ergänzende und bereichernde Partner in einem gemeinsamen Auftrag verstehen? Das würde zu einem Hilfeangebot führen, das sowohl im Gemeinwesen als auch in der Kirchengemeinde verankert ist. Solche Hilfenetzwerke könnten die Armutsorientierung der Hilfen, den Vorrang für Prävention, könnten Selbsthilfe und ehrenamtliches Engagement nicht nur zum Thema machen, sondern diesen Anspruch auch realisieren.

Nun reichen Leitbildtexte allein nicht – sie müssen implementiert werden. Andernfalls bleibt der Verdacht, dass überzogene Idealvorstellungen im Leitbildtext eine „Ideologie“ abbilden und nicht konkrete, erreichbare Ziele. Es muss deutlich werden,

³ Materialien zu den im Text genannten Konkrektionen, Verbandsleitbild, Rahmenkonzeption, Dokumentation der Modelprojekte, die Dokumente aus der europäischen Diakonie etc., sind erhältlich beim Diakonischen Werk Württemberg, Theologisches Grundstazreferat, Postfach 10 11 51, D-70010 Stuttgart, theologie@diakonie-wuerttemberg.de.

welchen Gewinn die Kirchengemeinden und welchen Gewinn die organisierte Diakonie von dem – im Leitbild postulierten – Zusammenwirken haben.

Der Landeskirchliche Arbeitskreis „Diakonie und Gemeinde“ in Württemberg hat im Dezember 2001 eine Rahmenkonzeption vorgelegt, die auf breite Zustimmung gestoßen ist. In ihr geht es um ein gemeinsames Verständnis von „Gemeindediakonie“ – in der Ausrichtung der Kirchengemeinden und der Einrichtungen. Sie entwirft eine „Plattform“, auf der Diakonie und Gemeinde gemeinsam stehen und sich bewegen, ihre Konzepte, Strategien und Handlungslinien abstimmen und miteinander organisieren können.

Die Rahmenkonzeption zielt auf den Nahbereich, auf konkrete Lebenszusammenhänge. Diakonie und Kirche können hier erfahrbar, als nützlich erlebt werden. Sie helfen, die Lebenswirklichkeit der Menschen kennen zu lernen und herauszufinden, wo Leben beeinträchtigt wird. Im Mittelpunkt steht nicht die Entwicklung von Hilfeangeboten und Dienstleistungen, sondern die Schärfung der Wahrnehmung und die Auseinandersetzung mit den Räumen und Lebenswelten der Menschen, für die eine Gemeinde Verantwortung trägt. Dabei kann es freilich sein, dass die Analysen zum Lebensraum von Menschen in soziale Brennpunkte führt, dass Wohnviertel und Zielgruppen in den Blick gemeindlicher Planungen rücken, die bisher niemand gesehen hat oder sehen wollte. Prioritäten müssen gesetzt, es muss gefragt werden: Was können wir ohne ständige Überforderung leisten? Wie können wir unsere vorhandenen Ressourcen nutzen? Welche Einrichtungen und Gruppen stehen bereit? Was ist in Kooperation möglich? Eine Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderskonfessionellen oder nichtkirchlichen Institutionen und Gruppen trägt nicht nur zur eigenen Entlastung, sondern auch zur Vermeidung von mehrfachen Angeboten bei.

Die Church of England wagt den Blick in die lokalen Lebenswelten der Menschen und kann nicht übersehen, dass mitten in den englischen Städten immer mehr Menschen infolge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen in Armut, sozialer Ausgrenzung und Perspektivlosigkeit leben. Aus der im Bericht „Faith in the City“ (1988) festgehaltenen Analyse wurden Konsequenzen gezogen: Eine großangelegte Hilfsaktion und Stiftung, der „Church Urban Fund (CUF)“, wurde initiiert: Bis heute erfuhren dadurch über 2.000 lokale Projekte mit mehr als 33 Millionen Pfund Unterstützung. Die Aktion richtet sich prinzipiell an die Menschen, Netzwerke und Gemeinden vor Ort. Niemand, so der Grundsatz, weiß besser als die Bewohnerinnen der ärmsten Stadtteile, der sogenannten „Urban Priority Areas“, was notwendig ist, um ihre Lebenssituation zu verbessern. Unterstützt werden Projekte, wenn die örtliche Bevölkerung in ihnen Bedürfnisse formuliert, Lösungswege entwickelt und Verantwortung übernimmt. In einer Missionserklärung, dem „Mission Statement“, fasst der „Church Urban Fund“ seine Ziele zusammen. Dazu gehört es, „die Kirche zu ermuntern, die Nöte und Gaben der Menschen zu erkennen und besser zu verstehen, die in den ärmsten Stadtteilen leben, und in Partnerschaft mit anderen, praktische und nachhaltige Lösungswege zu entwickeln und umzusetzen und dabei die lokalen Ressourcen und Potentiale voll zu berücksichtigen“. Gemeinden werden so zu Orten der Hoffnung, in denen Menschen dazu ermutigt werden, ihr Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen.

Kirchengemeinden der Zukunft brauchen Prioritätensetzung, brauchen eine Vision. Den Menschen nahe sein und den Lebensraum mitgestalten – ist eine solche Vision. „Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn“, verkündet der Prophet Jeremia dem Volk in der Fremde (Jer 29,7) und öffnet unsere Augen für gemeinsames Handeln über Kirchengrenzen hinaus. Warum nicht eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit anderen Organisationen suchen? Ressourcen könnten zum Wohle der Menschen gebündelt, Energieverlust durch unnötige Konkurrenz vermieden werden. Eine Parallel- oder Konkurrenzstruktur von Hilfen werden Steuer- und Kirchensteuerzahler auf Dauer ohnedies nicht verstehen und mittragen wollen. Die Zusammenarbeit würde neue Kräfte freisetzen, Kirche würde als diakonische Kirche wahrgenommen.

2. Diakonale Profilierung beruflicher Leitbilder

Die Innere Mission, die Diakonie, zur zentralen Aufgabe der Kirche zu machen, war Wicherns Anliegen und prägender Impuls vor mehr als 150 Jahren. Alle Umfrageergebnisse heute machen deutlich: Wahrgenommen wird Kirche in Deutschland vor allem als diakonische Kirche. Die Kirchenmitglieder haben Vertrauen zu einer helfenden Kirche. Sie sehen in der Diakonie eine Ausdrucksform des Glaubens und schätzen die Kirche aufgrund ihres diakonischen Engagements. Sie wünschen sich nicht nur einen Beitrag zum Funktionieren des Sozialstaates, sondern erwarten von diakonischen Einrichtungen, dass dort evangelischer Glaube und christliches Menschenbild spürbar werden.

Aus der Innenperspektive zeigt sich oft ein anderes Bild. Kirchengemeinden klagen, sie hätten durch die Professionalisierung und Verselbständigung der Diakonie ihre sozialen Aufgaben verloren. Mitarbeitende in der Diakonie kritisieren, den kirchlichen Leuten seien die ihnen anvertrauten Menschen oft nicht einmal bekannt. Auf der Kirchenbezirkssynode wird ein so gemeindenaher diakonischer Dienst wie die Diakoniestation als „Fremdkörper“ betrachtet, der (zu) viel Geld kostet. Hinter diesem Lamento steht nicht nur das ungeklärte Verhältnis zwischen Handlungsebenen und Fachlichkeiten in Kirche und Diakonie. Dahinter steht auch der kritisch-distanzierte Blick gegenüber neuen Formen partnerschaftlicher Zusammenarbeit. Eine Entwicklung, die in seltsamem Kontrast zu aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen und politischen Tendenzen steht. Denn wenn es in Zukunft nicht gelingt, Mitarbeitende in Kirche und Diakonie, z.B. Pflegedienste und Gruppen in den Gemeinden neu zu vernetzen, indem Ansprechpartner sichergestellt, Informationen ausgetauscht und ergänzende Dienste zur Pflege auf der Gemeindeebene abgesprochen werden, ist auf Zukunft hin weder die Grundpflege gesichert noch eine menschliche und seelsorgerliche Begleitung der zu Pflegenden mit ihren Familien und Bezugspersonen garantiert. Die Einbindung diakonischer Einrichtungen in den kirchlichen Lebenszusammenhang wird daher eine neue Priorität erhalten. Modelle für eine sinnvolle Arbeitsteilung zwischen institutionalisierter Diakonie und Gemeinde vor Ort müssen gefunden werden.

Wenn Diakonie „Bekräftigung des Evangeliums vor der Kirchentür“ ist, lautet die neue alte Herausforderung für Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen sowie für ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter: Wie wird Kirche Diakonie und Diakonie Kirche? Die Frage ist von so grundsätzlicher Bedeutung, dass eine umfassende Beantwortung nicht zur Disposition steht. Vielmehr geht es darum, Ideen, Anregungen,

aber auch Hindernisse zur Beantwortung der Frage zusammenzutragen. Wichtige Hinweise geben Praxis und Diskussionen in den Schwesterkirchen der Ökumene. Sie haben unter anderen Rahmenbedingungen ganz eigene Modelle des Miteinanders und Nebeneinanders von Diakonie und Kirche entwickelt. Es lohnt sich zu fragen: Wie wird anderswo Kirche Diakonie und Diakonie Kirche?

In den lutherischen Kirchen Nordeuropas gewinnen die Antworten in den vergangenen Jahrzehnten immer deutlichere Konturen. Hier wurde die Grundentscheidung getroffen: Diakonie muss Teil der kirchlichen Strukturen werden, damit Kirche und Diakonie leben können. Das bedeutet zum einen eine Integration der Diakonie in kirchliche Verwaltungs- und Entscheidungsstrukturen. Viel maßgeblicher ist jedoch die diakonische Durchdringung der Kirchengemeinden vor Ort.

Historisch gesehen nimmt die Evangelisch-Lutherische Kirche in Finnland eine Vorreiterstellung ein. Im Jahr 1943 beschließt ihre Synode, dass jede Gemeinde mindestens eine Stelle für eine Diakonisse oder einen Diakon zu schaffen hat. Sie reagiert damit auf eine Kritik, die sich in Finnland seit der Jahrhundertwende an die aus Deutschland importierte Diakonie nach Kaiserswerther Vorbild richtet. So grenzt sich der diakonische Visionär Otto Aarnisalo schon im Jahr 1899 von der Entstehung einer „diakonischen Sonderwelt“ ab, in der er keine Grundlage für eine „richtige kirchliche Diakonie“ erkennt, weil die gesamte diakonische Arbeit in unabhängigen Institutionen und freien Vereinen stattfindet.

Mit dem Synodalbeschluss von 1943 zieht die Kirche in Finnland Konsequenzen, die bis heute heftige Diskussionen auslösen können: Diakonische Kirche und kirchliche Diakonie bedeutet – so ließe sich aus dem Beschluss folgern –, dass Diakonie konkret, sichtbar und ansprechbar in den Gemeinden zu finden sein muss, und zwar am besten in jeder einzelnen Gemeinde. Dies können die Gemeinden jedoch nicht aus sich selbst, per Aufforderung von oben leisten. Dazu braucht es Menschen, die die Verantwortung für die Diakonie in den Gemeinden übernehmen und tragen: hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich durch ihre Ausbildung fachlich für dieses Arbeitsfeld qualifiziert haben (zum damaligen Zeitpunkt: Diakonissen und Diakone). Die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Finnland überlässt es nicht dem Zufall, ob die Diakonie in den Gemeinden ihren Platz findet. Sie hofft nicht auf einen Pfarrer oder auf Ehrenamtliche mit diakonischem Interesse. Sie versucht, Tatsachen zu schaffen, Strukturen, die Gemeinde und Diakonie selbstverständlich und untrennbar miteinander verbinden.

Es wäre vermessen, einen direkten Zusammenhang herzustellen. Unbestreitbar ist jedoch, dass die finnischen Gemeinden in den 1990er Jahren – auf dem Höhepunkt der wirtschaftlichen Rezession –, diakonisches Bewusstsein und Fingerspitzengefühl beweisen. Als vielen Menschen aufgrund von Arbeitslosigkeit die Lebenshaltungskosten über den Kopf wachsen, richten die Gemeinden schnell und unbürokratisch „Lebensmittelbanken“ ein, um Bedürftigen günstigen Zugang zu Lebensmitteln zu verschaffen (insgesamt mehr als 60 „Banken“ in ca. 170 Gemeinden). Gleichzeitig erinnern kirchliche Repräsentanten, insbesondere der finnische Erzbischof, Politik und Gesellschaft mit eindringlichen Worten an ihre Verantwortung für die Opfer der Wirtschaftskrise und für den Wohlfahrtsstaat. Das finnische Beispiel zeigt einmal mehr, wie eng diakonisches Engagement und Glaubwürdigkeit der Kirche miteinander verbunden sind.

Die finnische Kirche konnte – völlig gegen den Trend der westlichen Kirchen – Ende der 1990er Jahre leicht wachsende Mitgliedszahlen verzeichnen.

Eine diakonische Kirche versteht sich als „Kirche für andere“. Dieses diakonale Profil muss programmatisch in allen gemeindlichen Handlungsfeldern Gestalt gewinnen: in Gottesdienst und Seelsorge, Erziehungs-, Bildungs- und Beratungsarbeit. Bei der Integration der Diakonie in das gemeindliche Leben geht es nicht um die Ausblendung anderer pastoraler Grundfunktionen, sondern um die Vernetzung von Arbeitsfeldern.

Diakonie verdrängt nicht die anderen Grundfunktionen, sondern qualifiziert sie. Jedes pastorale Handlungsfeld sollte zugleich diakonische Qualitäten aufweisen. Was Wichern 1848 gefordert hatte, findet sich in der Präambel des Württembergischen Diakoniegesetzes: „Der diakonische Auftrag wird als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche wahrgenommen.“

Die diakonische Dimension ist damit nicht in das Belieben der Funktions- und Entscheidungsträger gestellt. Die Bedeutung der Diakonie innerhalb der Grundfunktionen von Kirche ist klar formuliert. Damit das Postulat jedoch bis zur pastoralen Planung durchschlägt, ist von entscheidender Bedeutung, dass es gelingt, berufliche Leitbilder (auch) diakonal zu profilieren.

Johann Hinrich Wicherns Diakonatsverständnis blieb bislang ein Programm. Daran hat sich in Württemberg bis heute nichts Grundlegendes geändert. Im Blick auf die gegenwärtige Diskussion ist eine zentrale Forderung, dass das Diakonat deutlich diakonischer werden und von der diakonischen Arbeit her die anderen Grundfunktionen der Kirche sehen und seine Aufgaben darin wahrnehmen soll. Als amtliche Kontaktpersonen sind Gemeindediakone und Sozialdiakoninnen von ihrer Ausbildung her prädestinierte Kooperationspartner für alle, die in den Kommunen oder bei den freien Trägern der Wohlfahrtspflege für soziale Belange zuständig sind. Als Leiter oder Vertreterin der Diakonie in der Gemeinde sind sie „Pontifex“, Brückenbauer zwischen Gemeinden und Verband und den vielen sozialen Initiativen, Gruppen, Vereinen und Organisationen in freier und kommunaler Trägerschaft. An der Qualität ihrer Kooperations- und Koordinationsfähigkeit liegt es, ob sozialraumorientierte diakonische Arbeit gelingt.

Vieles in Württemberg hängt freilich davon ab, ob sich eine neue Berufsrolle im Diakonat etabliert, die sich von anderen Berufsgruppen abgrenzt. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass Pfarrer nicht ohne weitere Leitungsaufgaben im Feld „Diakonie“ räumen und zulassen, dass „Konkurrenten“ sich im eigenen Bereich der Gemeinde etablieren. Wenn schon die Diakonie „Evangelium zum Anfassen“ ist (so der württembergische Bischof Renz 1997) und Kirche weitgehend über Diakonie wahrgenommen wird, ist es verständlich, dass Pfarrerinnen einen Teil diakonischer Aufgaben in den eigenen Rollenhaushalt zu integrieren versuchen, verstärkt dann, wenn sie selbst von Identitätsproblemen gequält und von Kürzungen und Streichungen – auf welchem Niveau auch immer – bedroht sind.

In dem Maße, wie sich die Strategie der Pfarrerinnen und Pfarrer erfolgreich zeigt, verfällt für Gemeindediakoninnen und Sozialdiakone die Chance, die Hauptzuständigkeit für den Bereich der Diakonie zu reklamieren. Die Folge davon wäre, dass im Diakonat Tätige als verlängerter Arm der Pfarrerschaft fungierten, wie dies z.B. im traditionellen Medizinbereich für Schwestern und Pfleger, Krankengymnastinnen und

Masseur im Verhältnis zu Ärzten gilt. Auch neue Studiengänge im Gesundheitssystem („Pflegerwissenschaften“) haben die Kompetenzüberlegenheit der Ärzteschaft nicht verändert. Vieles hängt von der kirchen- und diakoniepolitischen Steuerung ab – und ob es den Diakoninnen und Diakonen gelingt, selbst eine aktive Professionalisierung zu betreiben.

Durch eine eindeutige diakonisch-soziale Profilierung wurde in der Schwedischen Kirche die Durchsetzung und Anerkennung des Diakonats als geordnetes Amt erreicht. In intensiven theologischen Diskussionen seit Mitte des 20. Jahrhunderts setzte sich die Erkenntnis durch, dass Diakonie nicht als freiwilliger Dienst der Kirche anzusehen ist, sondern zum Wesen der Kirche gehört. Diakonie ist essentielle Funktion der Kirche, ohne Diakonie ist Kirche nicht Kirche. Doch der Weg vom theologischen Konsens zur strukturellen Umsetzung war lang und schwierig. Ökumenische Stellungnahmen wie das sogenannte Lima-Dokument, in dem Einigkeit über die Dreiteilung des einen Amtes (Bischofsamt, Pfarramt, Diakonat) hergestellt wurde, bildeten zwar eine gute Voraussetzung. Eine Einführung des Diakonats war jedoch nur aufgrund der diakonisch-sozialen Zuspitzung möglich. Erst nachdem geklärt war, dass der Diakonat nicht dazu dienen sollte, alle kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in einem Amt zusammenzufassen, konnte mit der strukturellen Integration begonnen werden.

„Willst du am Glauben der Kirche festhalten, denen helfen, die deinen Dienst brauchen und dich auf die Seite der Unterdrückten stellen?“, lautet eine der Fragen, die die schwedischen Bischöfinnen und Bischöfe den Diakoninnen und Diakonen bei der Ordination stellen. Auf diese Weise wird in der ansonsten parallel zur Ordination ins Pfarramt gestalteten Liturgie die besondere diakonisch-soziale Beauftragung des Diakonats zum Ausdruck gebracht. Damit steht auch fest, dass der Diakonat liturgische Aufgaben beinhaltet. Ihm kommt es zu, die diakonische Dimension in den Gottesdienst zu tragen und sie dort zur Sprache zu bringen. Dies kann von der regelmäßigen Verantwortung für das Fürbittengebet bis zu Gottesdiensten um diakonische Themen reichen.

Wie wird Diakonie Kirche und Kirche Diakonie? Die finnische, die schwedische und die württembergischen Perspektive zeigen, dass es Unterschiede im Blick auf die Rahmenbedingungen und die Wege gibt, wenn es darum geht, das verbindliche Miteinander von Kirche und Diakonie voranzutreiben. Immer wieder kommt man jedoch zur Ortsgemeinde als Ausgangspunkt zurück. Dort, wo Kirche greifbar und ansprechbar für die Menschen vor Ort ist – in den Gottesdiensten, in den diakonischen Diensten und in den gemeindlichen Angeboten – muss deutlich gemacht werden, dass Kirche und Diakonie untrennbar zusammen gehören, dass Kirche diakonisch und Diakonie kirchlich ist.

3. Förderung sozialen Lernens

Die Bevölkerungsstatistik in Württemberg zeigt, dass die Zahl der 18-Jährigen ab 2008 dramatisch sinkt. Spätestens dann wird es für diakonische Einrichtungen schwer sein, Personal zu finden. Schon heute klagen die 152 diakonischen Alten- und Pflegeheime und 180 Diakonie-Sozialstationen in Württemberg über Personalmangel. Wer wird in

Zukunft bereit und motiviert sein, diesen schweren Dienst bei der gegebenen Bezahlung zu leisten?

Die Arbeit diakonischer Einrichtungen ist langfristig nur zu sichern, wenn sie ausreichend Nachwuchskräfte gewinnen können. Lernorte erfahrener Nächstenliebe müssen darum kultiviert, soziale Lernprozesse provoziert werden.

Erfahrungen zeigen, dass viele Kinder und Jugendliche kaum über Kontakte mit Menschen in Not verfügen, persönliche Begegnungen mit Menschen in sozialen Einrichtungen für die meisten eine ungewöhnliche Situation darstellt. Wo aber und wie werden soziale Grundhaltungen wie Einfühlsamkeit, Sensibilität, Teilen und Mitgestaltung gelernt? Theodor Strohm betont, dass Solidarität nicht vom Himmel fällt, sondern Lernprozesse in Familie, Netzwerken, Gruppen voraussetzt. Zugleich plädiert er für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit anderen Organisationen.

Ein Beispiel hierfür ist das „Modellprojekt Soziales Lernen“, das 1996 auf Anregung des Diakonischen Werks Württemberg gestartet wurde. Beteiligt waren verschiedenste gesellschaftliche Gruppen, Verbände und Ministerien. Ziel war es, Arrangements zur gezielten Förderung sozialen Lernens zu entwickeln und die Integration solcher Modelle in Schule, betrieblicher Ausbildung und Jugendarbeit zu erproben. Ausgehend von Erfahrungen im Freiwilligen Sozialen Jahr und Zivildienst entwickelten die Projektmitarbeiter das Konzept „Lernen in fremden Lebenswelten“. Dabei wechselten über 500 Schülerinnen und Schüler sowie Auszubildende für einige Tage „die Seite“, bekamen Einblicke in den Lebens- und Arbeitsalltag von behinderten, alten, obdachlosen oder kranken Menschen. In Einführungs- und Auswertungsveranstaltungen wurden die Arbeit und die Erfahrungen vor Ort analysiert.

Die Ergebnisse des Modellprojekts zeigen, wie soziales Lernen im Rahmen von Schule, betrieblicher Ausbildung und Jugendarbeit gezielt gefördert und systematisch organisiert werden kann. Begegnungen mit Menschen in betreuten Lebenssituationen ermöglichen intensive persönliche Kontakte und prägende soziale Ersterfahrungen. Sie tragen dazu bei, Vorurteile abzubauen, Verständnis und Toleranz gegenüber anderen zu entwickeln. Nicht nur die Aufmerksamkeit und Sensibilität für soziale Fragestellungen, sondern auch das Interesse und die Bereitschaft, sich für andere Menschen zu engagieren, nehmen zu.

Entwickelt und angeregt wurden aus dem Projekt neuartige Formen der Kooperation zwischen Diakonie, Wirtschaft, Schulen und Jugendarbeit. Für Theodor Strohm ist „Diakonische Arbeit (...) heute nicht mehr ohne Bündnisse, Vernetzungen und Zusammenarbeit mit anderen sozial engagierten Verbänden, Gruppen und einzelnen Menschen möglich“⁴. Das Projekt illustriert, wie Diakonie die Rolle einer Mittlerin zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren übernimmt mit dem Ziel, solidarische Lernprozesse zu fördern.

Doch Diakonie kann nicht nur Prozesse sozialen und diakonischen Lernens anstoßen und Einblicke und Erfahrungen ermöglichen. Sie ist nicht nur Kooperierende. In Projekten Sozialen Lernens ist sie in höchstem Grade selbst Lernende: Zum einen lernt sie durch die Begegnung mit Diakoniefremden und durch ihre Art, mit Menschen in sozialen Einrichtungen umzugehen. Vielleicht lassen sich mit dem Blick von

außen mehr oder andere Selbsthilfekräfte entdecken? Vielleicht gibt es ganz neue Wege der Hilfe und der Zusammenarbeit? Zum anderen kann sie von eigenen Lernerfahrungen in anderen sozialen und gesellschaftlichen Kontexten, beispielsweise als lernender Gast in Diakonie und Kirche der ökumenischen Schwesterkirchen, profitieren.

Denn Prozesse sozialen und diakonischen Lernens beschränken sich nicht auf die persönliche und die lokale Ebene. In den derzeitigen gesellschaftlichen Veränderungen tritt immer deutlicher hervor, dass ein direkter Bezug zwischen lokaler und weltweiter Ebene besteht. Der schwedische Religionssoziologe Anders Bäckström bezeichnet die Verstärkung der lokalen Identität als „Janusgesicht“ der Globalisierung. Viele diakonische Einrichtungen erfahren diesen Zusammenhang schon heute in ihrer täglichen Arbeit. Diakonisches Lernen auf der europäischen bzw. internationalen Ebene liegt auf der Hand.

Diakonie und Kirche gehören zum Netzwerk der ökumenischen Gemeinschaft. Sie sind bei aller nationalen Prägung der sozialen Sicherungssysteme und der kirchlichen bzw. staatlichen Strukturen grenzüberschreitend und international. Ihr Horizont endet nicht an den staatlichen Grenzlinien, denn sowohl diakonische Aufgabenfelder als auch diakonisches Engagement setzen sich jenseits der Grenzpfähle fort. Aus der guten Tradition der grenzüberschreitenden Perspektive schöpften nicht zuletzt die Gründungsmütter und -väter der diakonischen Bewegung im 19. Jahrhundert ihre Kraft und Inspiration.

Die Ausgestaltung der nationalen Sicherungssystemen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die intensivste Phase kam, führte dazu, dass sich die Diakonie stark auf die Gegebenheiten im eigenen Land konzentrierte. Der internationale Austausch wurde erschwert und verlor an Attraktivität. Die aktuelle Krise der Sozial- und Wohlfahrtsstaaten und die daraus resultierenden tiefgreifenden Veränderungen im Sozialbereich bieten in dieser Hinsicht eine Chance. Sie rücken die weite internationale Perspektive wieder stärker ins Zentrum. Die allgemeine Umbruchssituation fordert geradezu dazu heraus, andere zu konsultieren und gemeinsam nach neuen Modellen und Lösungen zu suchen. Nicht jede schlechte Erfahrung muss selbst gemacht, nicht jedes Rad muss neu erfunden werden. Aus den „best practices“ der anderen lässt sich viel Gutes übernehmen.

Methodisch ist die Diakonie bestens vorbereitet, um in einen tiefen und ganzheitlichen Austausch in Europa einzutreten. Insbesondere die Projekte des Sozialen Lernens bieten hier einen wichtigen Ansatzpunkt. Was auf lokalem Niveau neue Einsichten und Impulse vermittelt, lässt sich mühelos auf die internationale Ebene übertragen.

Mit dem „Diakonischen Jahr“, das viele ökumenische Partnerkirchen praktizieren und das daher auch im Ausland absolviert werden kann, gibt es sogar schon ein bewährtes Modell des internationalen diakonischen Lernens. Durch Mitarbeit in der Diakonie den eigenen Horizont erweitern, ist nicht nur für junge Menschen in der Berufsfindungsphase interessant. Diakonische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in allen Arbeitsfeldern können die Möglichkeiten, die das ökumenische Netzwerk der Diakonie eröffnet, gewinnbringend nutzen.

Die Praktikantin in der Öffentlichkeitsarbeit lernt, wie sich die Unterschiede der sozialen Sicherungssysteme in den einschlägigen Begrifflichkeiten und ihrer inhaltlichen Füllung ausdrücken. Der Einsatzleiter der Diakoniestation merkt, wie wenig mit

⁴ Strohm, Wichern drei, 175 bzw. in: VDWI 16, 172.

der Mithilfe von pflegenden Angehörigen gerechnet werden kann, wenn die Frauen mit ihrer Erwerbsarbeit selbstverständlich zum Familieneinkommen beitragen müssen. Die Pfarrerin im Krankenhaus erlebt, welche selbstverständliche Rolle die Spiritualität für die Mitarbeitenden spielt, die sich bewusst für einen der wenigen diakonischen Träger entschieden haben. Der Ehrenamtliche im Asyl-Arbeitskreis erkennt, wie sehr seine Arbeit auch in anderen Ländern auf den Schultern von Freiwilligen ruht.

Ob Praktikant, leitende Mitarbeiterin oder Freiwillige – alle profitieren vom „Diakonischen Lernen“ auf internationaler Ebene, und zwar in doppelter Hinsicht. Zum einen lernen sie nachahmenswerte Modelle diakonischen Engagements, sogenannte „best practices“ kennen. Zum anderen vermittelt ihnen der Schritt ins Ausland einen ganz neuen Blick auf die eigene Arbeit und stellt bisher unhinterfragte systemimmanente Sachzwänge auf den Prüfstand. Dabei geht es nicht allein um Methoden, Modelle und die praktische Umsetzung, sondern durchaus auch um grundsätzliche Fragen:

- Wie ließe sich mehr über die gesellschaftliche Stellung der Diakonie lernen als durch den Blick von außen? Dass Diakonie in der Spannung zwischen Kirche und Staat und zunehmend auch der Wirtschaft steht, gilt schließlich europaweit, selbst wenn sich die Rahmenbedingungen der europäischen Länder bisweilen stark unterscheiden.
- Wie kann Diakonie unter den Bedingungen von Pluralisierung, Säkularisierung und sinkender Kirchenzugehörigkeit eine gesellschaftlich relevante Kraft bleiben? Die Diakonie der reformierten Kirchen in den Niederlanden setzt schon seit Jahren trotz sinkender Mitgliederzahlen auf profilierte Anwaltschaft für die Armen statt auf konfessionelle Besitzstandswahrung.
- Wie soll die Diakonie damit umgehen, wenn der Staat das Interesse an den Kirchen als gesellschaftliche Kräfte verliert oder die Bindung an christliche Werte ein Wettbewerbsnachteil ist? Auf der anderen Seite des Rheins haben die französische Caritas und Diakonie Wege gefunden, ihr Engagement in einen laizistischen Staat einzubringen und unüberhörbar auf die Mängel des öffentlichen Sozialsystems hinzuweisen.
- Was ist zu tun, wenn es in sozialen Brennpunkten viel zu wenig öffentliche Mittel oder Kirchensteuergelder gibt, aber dafür um so mehr Bedarf für diakonische Initiativen und soziale Arbeit? Der Alltag vieler Gemeinden der Church of England in den großen Industriestädten ist geprägt von Geldmangel, Armut, Ausgrenzung und Arbeitslosigkeit, und dennoch wachsen die erstaunlichsten Projekte.
- Wozu ist noch Diakonie notwendig, wenn der Wohlfahrtsstaat eine allumfassende Versorgung der Bürgerinnen und Bürger von der Wiege bis zur Bahre garantiert? Die skandinavischen Kirchen suchten Wege, ihr – scheinbar unnötiges – diakonisches Engagement zu erhalten, an sich zu binden und in kritisch-konstruktiver Auseinandersetzung mit dem Staat weiterzuentwickeln. Die Krise der Wohlfahrtsysteme macht jetzt deutlich, wie sinnvoll es für Kirche und Gesellschaft war, dass Kirche und Gemeinden die Verantwortung für das Soziale nicht völlig abgaben.

Die Zeit der nationalen Sonderwege ist vorbei. Das macht nicht zuletzt der wachsende Einfluss der Europäischen Union auf die nationale Gesetzgebung deutlich. Doch da-

mit steht der Diakonie kein Krisenszenario vor Augen. Vielmehr bietet sich die Chance zum Aufbruch in eine gute alte Tradition: die Chance, die bestehenden internationalen diakonischen Netzwerke mit Leben und gleichberechtigtem Erfahrungsaustausch zu füllen. Wenn sich die Diakonie selbst auf allen Ebenen und in allen Arbeitsfeldern hineinbegibt in einen Prozess des grenzüberschreitenden „Diakonischen Lernens“, kann sie die Ausformung des vereinten Europas viel nachhaltiger mitgestalten als durch ein Festklammern an gesetzlicher Privilegierung. Denn dann ist ihre Arbeit glaubwürdig und gesellschaftlich unverzichtbar, weil sie auf erfahrungsbezogenem Austausch beruht und sich direkt an den Problemen und Potentialen der Menschen orientiert.

4. Anwaltschaft als „Magna Charta der Diakonie“

Anwaltschaft ist ein oft verwandtes Wort der deutschen Diakonie, um eine wichtige Dimension ihrer gesellschaftlichen Aufgabe zu beschreiben. Anwaltlich eintreten will die Diakonie für Notleidende und Marginalisierte. Das bedeutet zunehmend, sich nicht nur für die Bedürftigen, sondern auch für die Mitarbeitenden in der Diakonie einzusetzen. Denn wenn das Geld in den sozialen Kassen knapper wird, lässt sich am effektivsten beim Personal sparen. Anwaltschaft kann in der Pflege heißen, für angemessene Personalschlüssel zu sorgen, die eine menschenwürdige Pflege für Pflegebedürftige und Pflegenden ermöglichen.

Als kritische Stimme in einem Wohlfahrtsstaat, dessen Grundlagen und Arbeitsweise man weitgehend unterstützte, verstanden sich große Teile der kirchlichen Diakonie in Nordeuropa. Natürlich waren sie nicht mit allen wohlfahrtsstaatlichen Entscheidungen, Regelungen und Diensten zufrieden. Dann wurden Stellungnahmen veröffentlicht, Untersuchungen eingeleitet oder alternative Dienste eingerichtet, die auf die Missstände hinwiesen. Die Diakonie sah ihre Aufgabe jedoch nicht in der Bereitstellung von sozialen Dienstleistungen, sondern vor allem in der kritischen Begleitung des Wohlfahrtsstaates.

Kritische Stimme oder Dienstleisterin? Diese Alternative ist angesichts der sich verändernden Rahmenbedingungen in den Wohlfahrtssystemen neu zu beantworten. Lässt sich die erprobte Linie anwaltschaftlicher Diakonie im Wohlfahrtsstaat fortsetzen? Was z.B. ist zu tun, wenn das Engagement für den Erhalt des von der Schließung bedrohten kommunalen Krankenhauses eine Kirchengemeinde plötzlich vor die Herausforderung stellt, die Trägerschaft für das Krankenhaus zu übernehmen (wie im Fall einer mittelschwedischen Gemeinde geschehen)? Ist es möglich, trotz Verflechtung in und Abhängigkeit von öffentlicher Finanzierung kritische Stimme zu bleiben? Hier blicken viele nordeuropäische Kirchenvertreterinnen und Diakonierepräsentanten fragend und interessiert nach Deutschland, wo diakonische Dienstleistungen traditionell ins soziale Sicherungssystem integriert sind und zugleich den Anspruch haben, anwaltschaftlich für die Bedürftigen einzutreten.

Der schwedische Theologe Thomas Ekstrand unterscheidet zwischen zweck- bzw. ergebnisorientierter und wertorientierter diakonischer Arbeit. Der zweckorientierten diakonischen Arbeit geht es darum, so vielen Menschen wie möglich zu helfen. Effektivität und Professionalität erlangen dabei große Bedeutung. Mögliche Motive für ein zweckorientiertes Engagement sind beispielsweise die Einsicht, dass der Wohlfahrts-

staat seine Aufgabe nicht (mehr) allein bewältigen kann, eine kritische Haltung gegenüber dem Wohlfahrtsstaat oder die Überzeugung, dass soziale Dienstleistungen nicht von öffentlichen, sondern freien Trägern erbracht werden sollten. In der wertorientierten diakonischen Arbeit geht es dagegen weniger um das Erreichen von nachweisbaren Ergebnissen als darum, dass durch das Handeln Werte zum Ausdruck kommen. Diakonisches Engagement bildet einen Wert an sich. Wenn z.B. eine Gemeinde oder eine diakonische Einrichtung einen Raum einrichtet, in dem sich sozial Ausgegrenzte wie Wohnungslose oder Drogenabhängige ohne Vorbedingungen aufhalten können und willkommen fühlen, wird damit auf die Menschenwürde jedes einzelnen Menschen unabhängig von Herkunft und derzeitiger Situation hingewiesen. Wertorientierte diakonische Arbeit bejaht das öffentliche Wohlfahrtsystem grundsätzlich. Sie traut und mutet dem Wohlfahrtsstaat zu, allein für das soziale Wohl seiner Bürgerinnen und Bürger zu sorgen. Sich selbst sieht die wertorientierte Diakonie als kritisch-konstruktive Begleiterin der allgemeinen öffentlichen Wohlfahrtspflege.

Bildet das Begriffspaar „kritische Stimme oder Dienstleisterin“ einen sich ausschließenden Gegensatz? Zumindest ist zwischen diesen beiden Polen zukünftig die anwaltschaftliche Dimension diakonischer Arbeit im geeinten Europa zu bestimmen.

Dies lässt sich am Selbstverständnis der württembergischen Diakonie aufzeigen. Für viele Menschen in Württemberg ist die Armutsgrenze durch den Verlust des Arbeitsplatzes bedrohlich nahe gerückt. Die Spaltung der Gesellschaft in arm und reich schreitet fort. Das Verbandsleitbild des Diakonischen Werks Württemberg lässt angesichts dieser Entwicklung keinen Zweifel daran, wo der Ort von Kirche und Diakonie ist: auf der Seite der Armen, Schwachen und Benachteiligten. „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“: Die EKD-Denkschrift „Herz und Mund und Tat und Leben“ (1998) nennt diesen Evangelienvers in Mt 25,40 die „Magna Charta der Diakonie“. Die Forderung der Evangelischen Landsynode in Württemberg aus dem Jahr 1998 lautet darum: „Es gehört zum Leben einer christlichen Gemeinde, Arme und Benachteiligte in ihrer Mitte wahrzunehmen und aufzunehmen, sie zu begleiten und in ihren Rechten und Rechtsansprüchen zu unterstützen, sie vor Diskriminierungen und Verdächtigungen zu schützen“. „Arme brauchen einen Platz in unseren Kirchengemeinden“, heißt es weiter in der Synodalerklärung. Nur: Die am Ort lebenden Armen und Benachteiligten kommen in der Kirchengemeinde kaum vor. Die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde hat sich von den Armen entfernt. Was jedoch vorkommt, ist das Fürbittengebet und die Bereitschaft zum solidarischen Handeln, vor allem dann, wenn eigene Kompetenzen eingebracht, unbürokratisch Antworten auf Nöte gefunden, Veränderungen herbeigeführt werden können.

Wohin Arme und Benachteiligte sich wenden, sind diakonische Beratungsstellen. Viele, die aus dem Netz der sozialen Sicherung herausfallen, erwarten allerdings mehr als nur materielle Hilfe. Drei von vier, welche die Beratungsdienste der Diakonie in Anspruch nehmen, wünschen sich von den Fachdiensten die Vermittlung sozialer Kontakte – besonders an Sonn- und Feiertagen. Hier ist die Kirchengemeinde gefragt: dass Spätaussiedler z.B. sich mit ihrer Kultur und ihren Erfahrungen einbringen können, dass ein Haftentlassener besucht wird, dass wirtschaftlich und sozial benachteiligte Familien oder (Sucht-) Kranke mit ihren Angehörigen Gehör und einen Platz

finden. In Kirchengemeinden gibt es Menschen, die sich engagieren wollen, Gruppen und Vereine, die Heimat bieten, intakte Nachbarschaften, die soziale Notlagen auffangen können. Kirchengemeinden können Netze der Selbsthilfe anregen, ermöglichen und stärken. Wichtig ist, dass Fachdienste Gemeinden in die Lage versetzen, ihre eigenen Ressourcen beim Überwinden sozialer Not zu nutzen. Angesichts der Fülle von Erwartungen werden einzelne Kirchengemeinden immer wieder an Grenzen ihrer Kräfte stoßen. Keine ist gezwungen, alles zu können. Aber Gemeinden können sich zusammentun und lokale Schwerpunkte bilden.

5. Missionarische Ausrichtung diakonischen Handelns

Wichern III bedeutet, aus den Wurzeln der „Inneren Mission“ heraus diakonische Arbeit innovativ und kreativ zu gestalten. Johann Hinrich Wicherns Aufruf zur Inneren Mission war ein Aufruf zur Nachfolge Christi in der Nächstenliebe. Für Wichern gab es keine Alternative zwischen einem missionarischen Auftrag, der die Verkündigung des Evangeliums an die Nicht-Glaubenden meint, und einem diakonischen Auftrag, der sich in der Form praktisch tätigen Einsatzes vollzieht. Beides gehörte für ihn unlöslich zusammen: die Zusage des Heils, die Vergewisserung individuellen Lebenssinns und die tätige Mitwirkung an der Überwindung individuellen Leids, das so oft gesellschaftliche Ursachen hat.

Die Erinnerung an die Herkunft der Diakonie aus der „Inneren Mission“ ist von spezifischer Aktualität angesichts von Bedingungen, unter denen heute in deutschen Altenheimen und Krankenhäusern gearbeitet wird. Die Pflegeversicherung und die Abrechnung der Krankenhauskosten nach einem pauschalierten Vergütungssystem haben die ökonomischen Kriterien verstärkt und die psychosoziale und spirituelle Dimension ausgeblendet, so dass menschliche Zuwendung „auf der Strecke bleibt“. „Ein jegliches hat seine Zeit...“, heißt es unvergleichlich schön beim Prediger Salomo (3,1). Zum menschlichen Leben gehören Zeit und Raum für das Gespräch, für das Gebet, für die Sprache der Liebe. Zum Selbstverständnis der Diakonie gehört es, „allen Menschen in Wort und Tat die Liebe Gottes zu bezeugen“. Alles Reden von der „Ganzheitlichkeit“ der Pflege läuft darum ins Leere, wenn Kommunikationszeit nicht in die Pflege eingerechnet wird. Die Kostenträger erleben in Württemberg derzeit die Konfliktbereitschaft und Kampagnenfähigkeit der Diakonie, weil sie Pflege vornehmlich als funktionale verstehen und propagieren, nicht aber den „ganzen“ Menschen im Blick haben.

Je mehr die konkrete Arbeit durch ökonomisierende Tendenzen auch technokratische Züge erhält, desto mehr drängt sich die Frage nach den geistigen und geistlichen Wurzeln und damit verbundenen ethischen Haltungen auf. Mitunter wird in diakonischen Einrichtungen „Spiritualität“ zur Chiffre für ein Arbeiten und Leben, das nicht allein vom Sichtbaren und Messbaren dominiert wird. Viele Mitarbeitende in Pflegeberufen nehmen die gegenwärtige Umbruchsituation sensibel wahr und reklamieren – im Alltag und nicht nur in einem separierten Fortbildungsbereich – eine Vergewisserung eigener Motivkräfte und spiritueller Ressourcen. Es ist spannend und fruchtbar zugleich, mit Mitarbeitenden gemeinsam zu entdecken, welche spirituellen Quellen das „Anders-Sein“ und „Leistungs-Plus“ der Diakonie begründen. Warum und wie menschlich-ganzheitliche Hilfe auch die religiöse Dimension umfasst und inwiefern

aus dem Evangelium der Vorrang der Hilfe zur Selbsthilfe zu begründen ist. Bei Einführungstagen für neue Mitarbeitende und führungsethischen Fortbildungsmaßnahmen stellen sich diese Fragen gleichermaßen. Es ist ein Such- und Diskursprozess aller Beteiligten, der zur Profilierung diakonischen Handelns unabdingbar ist. Missionarische Ausrichtung nur zu fordern, reicht sicher nicht, aber sie lässt sich fördern. Im Kreis der Pfarrerinnen und Pfarrer in der Diakonie Württembergs wurde wiederholt festgestellt, wie wichtig es ist, Räume zu eröffnen, in denen Mitarbeitende eigene Erfahrungen und persönliche Deutungen austauschen können; Räume, in denen Menschen eine Sprache für ihre spirituellen Erfahrungen und für ihren Glauben finden können und in denen auch kritische Fragen und Unsicherheit ihren Platz haben.

Diakonische Aktivitäten in Einrichtungen, Kirchengemeinden und Selbsthilfeinitiativen gehören zusammen. Sie müssen zusammengeführt werden, wo das Miteinander und die Kooperation noch aussteht. Erst wenn sich alle kirchlich-diakonischen Kräfte zusammen mit anderen sozialen Kräften und Gruppen für „breite soziale Lernprozesse“ öffnen, kann in der Gesellschaft eine „Kultur des Sozialen“ wachsen, die mit jedem Tag notwendiger wird. So bestimmt Theodor Strohm mit seiner programmatischen Skizze „Wichern III“ die Aufgabe der Diakonie neu. Dass dieses Programm nicht nur von großer Bedeutung für die Gesellschaft, sondern überlebenswichtig für Kirche und Diakonie ist, darauf sollen die im vorliegenden Beitrag vorgetragenen Überlegungen hinweisen. Dabei leitete uns weniger die Frage, was Diakonie und Kirche für die Gesellschaft leisten können, sondern was diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden, Diakonie-Mitarbeitende und Kirchenmitglieder brauchen, um ihre Arbeit getragen vom christlichen Glauben und zukunftsorientiert zu tun. Ein hilfreicher Beitrag für eine lebenswerte Gesellschaft ergibt sich daraus von selbst.

Theodor Strohms Anregungen gewinnen mit jedem Tag an diakonie- und kirchenpolitischer sowie gesellschaftspolitischer Aktualität: In den meisten Kommunen zeigen die sozialpolitischen Weichen in Richtung *Sozialraumorientierung*. Kirchengemeinden geraten verstärkt in den Blick. An ihnen ist es, alle Gemeindeglieder und Bewohnerinnen der Parochie wahrzunehmen, um glaubwürdig zu bleiben oder zu werden. Diakonischen Einrichtungen sollte es nicht nur aus strukturellen und personellen Gründen darum gehen, ihre Verbindungen zu Kirchengemeinden zu aktivieren und intensivieren. Ihre gesellschaftliche Akzeptanz ist eng mit ihrer christlichen Ausrichtung verknüpft. Eine diakonische Durchdringung der Arbeit in Einrichtungen und Gemeinden erfordert ein *soziale Profilierung kirchlicher Berufe und eine diakonische Profilierung sozialer Berufe*. Breite sozial-diakonische Lernprozesse, die Ausbreitung einer Kultur des Sozialen dienen und nützen gerade auch Gemeinden und diakonischen Einrichtungen. Das weite Lernfeld der ökumenischen Diakonie wird bisher viel zu wenig genutzt. *Anwaltschaft* ist weniger eine Definition diakonischer Arbeit als vielmehr eine Aufgabe, die im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext neu bestimmt und konzipiert werden muss. Dass *Spiritualität* gelebt und von Mitarbeitenden zum Ausdruck gebracht werden will, ist eine Chance, dem besonderen Profil kirchlicher bzw. diakonischer Arbeit Gestalt zu geben und nach außen *missionarisch* zu wirken. Mit anderen Worten: Es ist wert, „Wichern III“ in Erwägung zu ziehen bei allen grundsätzlichen Überlegungen, Schwerpunktsetzungen und strukturellen Entscheidungen, die diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden zu treffen haben.